

**Bei wem kann ich Zuflucht nehmen,
betrogen von den Worten meiner Freundinnen?
Gītagovinda 7,1-11**

von Johannes Vagt

Kleine theologische Reflexionen 43

09.01.2022

7,1 Und dann, als wäre er der Schuldige für das Entstehen
eines Sturzes auf dem Weg der Scharen untreuer Frauen,
erleuchtete der Mond, dessen Schönheit durch seinen Fleck erblüht ist,
das Gebiet von Vṛndāvana mit dem Netz seiner Strahlen
wie das Stirnmal aus Sandelpaste im Gesicht der Schönen der Himmelsrichtung.

2 Als die einen Hasen (Mondflecken) tragende Kugel voranschritt
und Mādhava zögerte, stieß die Traurige
lauthals ihren übergroßen Schmerz
in verschiedenartig gestaltetem Jammern aus:

3 Auch zur verabredeten Zeit, ach, ging Hari nicht in den Wald,
meine Jugend, obwohl sie von makelloser Gestalt ist, bleibt fruchtlos.

Bei wem kann ich Zuflucht nehmen,
betrogen von den Worten meiner Freundinnen?

4 Den ich nachts in den tiefen Wald gegangen aufsuchen wollte,
durch den ist mein Herz durchbohrt von Liebspfeilen.

Bei wem kann ich Zuflucht nehmen,
betrogen von den Worten meiner Freundinnen?

5 Mein Sterben wäre besser als dieser unnütze Körper,
wie kann ich, die ich von Sinnen bin, das Feuer der Trennung ertragen?

Bei wem kann ich Zuflucht nehmen,

betrogen von den Worten meiner Freundinnen?

6 Ach, die süße Frühlingsnacht bedrückt mich,
irgendeine liebende Frau, deren Glück erfüllt ist, genießt Hari.

Bei wem kann ich Zuflucht nehmen,

betrogen von den Worten meiner Freundinnen?

7 Ach, ich trage Armreife und anderen Juwelenschmuck, doch da sie das Feuer
der Trennung von Hari mit sich führen, sind sie eine Schande für den Körper.

Bei wem kann ich Zuflucht nehmen,

betrogen von den Worten meiner Freundinnen?

8 Durch das Spiel der Pfeile des Körperlosen, dessen Charakter überaus boshaft ist,
trifft mich, deren Körper zart wie eine Blume ist, selbst der Kranz ins Herz.

Bei wem kann ich Zuflucht nehmen,

betrogen von den Worten meiner Freundinnen?

9 Ich wohne hier zwischen den unzähligen Rattan-Palmen des Waldes,
der Madhu-Töter erinnert sich nicht einmal im Geiste an mich.

Bei wem kann ich Zuflucht nehmen,

betrogen von den Worten meiner Freundinnen?

10 Möge die Rede des Dichters Jayadeva als Zuflucht bei den Füßen Haris
in deinem Herzen wohnen wie eine junge Frau, die die zarte Kunst beherrscht.

Bei wem kann ich Zuflucht nehmen,

betrogen von den Worten meiner Freundinnen?

11 Ist er zu einer anderen verliebten Frau gelaufen?

Oder wurde er durch kunstvolles Spiel von den Freunden zurückgehalten?

Irrt er in der Nähe des blind-machenden (finstern) Waldes umher?

Ist mein Geliebter, weil sein Geist erschöpft ist, völlig unfähig, auf dem Weg
aufzubrechen?

Denn zum lieblichen Dickicht aus Rattan-Palmen und Schlingpflanzen, an dem wir
uns verabredet hatten, ist er nicht gekommen.

In den einleitenden Versen 7,1-2 wird zunächst der Mondschein poetisch in einen Zusammenhang mit den nächtlichen Ausflügen untreuer Frauen gebracht. Dann klagt Rādhā, die in diesem Mondlicht immer noch alleine ist und sich deswegen von den Worten der Freundin betrogen fühlt, ihr Leid. Das dreizehnte Lied des Gītagovinda (7,3-10) gibt die Worte ihrer Klage wieder. In dem auf das Lied folgenden Vers (7,11) überlegt sie sich dann, was der Grund dafür sein könnte, dass er immer noch nicht wie verabredet in ihr Liebesnest gekommen ist.

Vers 7,1 beschreibt auf poetische Weise das Scheinen des Mondes am Nachthimmel und bringt es in einen scheinbaren Zusammenhang mit den nächtlichen Unternehmungen untreuer schöner Frauen. Der Mond (indu), der am Nachthimmel scheint, wird mit dem Stirnmal (bindu) aus Sandelpaste auf der Stirn einer schönen Frau als Personifikation der Himmelsrichtung, in der er steht, gleichgesetzt. Er erleuchtete das Gebiet von Vṛndāvana mit einem „Netz“ oder einer „Schar“ (jāla) von Strahlen. Die Strahlen des Mondes, die durch die Blätter und Zweige des Waldes hindurchbrechen, können wie ein Netz erscheinen. Zugleich können sie aber auch untreue Frauen, die sich durch den Wald auf den Weg zu ihren Liebhabern machen, offenbaren und sie so in ihrem Netz einfangen. Der Fleck auf dem Mond ist ein Zeichen (lāñchana), durch das seine Schönheit oder Pracht (śrī) erst richtig aufblüht. Dichterisch kann es aber auch als ein Zeichen seiner Schuld gedeutet werden, als wäre er der Schuldige für den Sturz (pāta) der untreuen Frauen auf ihrem Weg. Der Sturz kann metaphorisch entweder das Scheitern ihres Vorhabens oder den moralischen Sturz, der in der Durchführung dieses Vorhabens besteht, bezeichnen. Im letzteren Fall ist der Mond am Vergehen der Frauen schuldig, weil er durch seine Strahlen dieses Vorhaben in der Nacht überhaupt erst ermöglicht, im ersteren Fall ist er schuldig am Scheitern dieses Vorhabens, da er sie durch das Netz seiner Strahlen einfängt.

Der folgende Vers (7,2) bildet die Einleitung zum dreizehnten Lied, in dem traurige, verlassene Frau (vidhurā) ihren übergroßen Schmerz (paritāpa) ausdrückt. Der Mond, der als Kugel (bimba), die einen Hasen (Mondflecken) trägt, beschrieben wird, schreitet voran (pra-sar-), doch ihr Geliebter zögert (vi-lamb-) noch. Dies bereitet ihr übergroßen Schmerz und diesen Schmerz stößt sie lauthals in verschiedenartigem Jammern aus.

Das dreizehnte Lied beginnt (7,3) mit Rādhās Klage darüber, dass ihr Geliebter nicht zur verabredeten (kaṭhita) Zeit in den Wald gegangen sei. Wenn er nicht da sei, bliebe ihre Jugend (yauvana), obwohl sie von makelloser Gestalt (amala-rūpa) sei, fruchtlos (vi-phala). Für sie besteht der Sinn und Zweck ihrer jugendlichen Schönheit offensichtlich im Liebespiel, in der Vereinigung mit ihrem Geliebten. Die Freuden des Liebespiels sind die Frucht ihrer Jugend. Wenn der Geliebte nicht zum Liebestreffen kommt, kann ihre Jugend daher keine Frucht bringen. Im Refrain dieses Liedes fragt sie dann, bei wem sie Zuflucht (śaraṇa) nehmen könne, da sie von den Worten der Freundinnen (sakhī-jana) betrogen (vañcita) worden sei. Das Wort śaraṇa bezeichnet im religiösen Sinne die Zuflucht, die Gläubige bei einer Gottheit und Buddhisten beim Buddha, seiner Lehre und dem Orden suchen. Eine verletzte Frau kann aber auch bei ihren Freundinnen Zuflucht suchen. Doch Rādhās Geliebter und Gott Kṛṣṇa lässt sie allein warten, von den Worten ihrer Freundin fühlt sie sich deswegen betrogen, daher weiß sie nicht mehr, an wen sie sich wenden könne. Der Ausdruck sakhī-jana bezeichnet üblicherweise eine Gruppe von Freundinnen, im Gītagovinda hören wir nur von einer Freundin, die Kṛṣṇa zu ihr bringen wollte und dies noch nicht getan hat. Vielleicht drückt das jana eher eine Verallgemeinerung als einen Plural aus.

Es folgt in 7,4 eine weitere Klage über ihr Leiden unter Kṛṣṇas Fernbleiben. Sie sei nachts (niśi) in den „tiefen“ Wald (gahana) gegangen, weil sie ihn dort aufsuchen (anu-gam-) wollte. Doch derjenige, für den sie ein so großes Risiko auf sich genommen habe, habe sie im Stich gelassen. Er sei somit die Ursache dafür, dass ihr Herz von den Pfeilen des Liebesgottes, die von ungerader Zahl (asama) sind, sodass sie immer einsame Liebende übriglassen, „durchbohrt“ (kīlita) werde.

Dann (7,5) sagt sie, dass sogar ihr Sterben (mama maraṇa) besser sei als in ihrem unnützen Körper weiterzuleben. Wie solle sie, die schon ganz „von Sinnen „ (acetanā) sei, denn dieses „Feuer“ (anala) der „Trennung“ (viraha) aushalten. Da die Erfüllung im Liebespiel für sie der einzige Sinn in ihrem Leben ist, empfindet sie die Trennung vom Geliebten als ein unerträgliches Feuer.

Sie fährt fort (7,6), dass die „süße Frühlingsnacht“ (madhura-madhu-yāminī), die eigentlich die Zeit für den süßen Liebesgenuss sein sollte, sie niederdrücke, sie zu einer traurigen, verlassenen Frau mache (vidhurayati). Irgendeine andere „liebende Frau, deren Glück (oder Wohltat) erfüllt“ (kṛta-sukṛta-kāminī) sei, umschlinge oder genieße (anubhavati) wohl Hari. Rādhā vermutet also, dass ihr Geliebter nicht zu ihr komme, weil er sich mit einer anderen Frau vergnüge. Dieser Gedanke lässt für sie die süße Frühlingsnacht zu einer quälenden Zeit werden, die ihr die Trennung von ihm nur noch schmerzlicher macht.

Im nächsten Vers (7,7) sagt sie, dass sie Juwelenschmuck aus Armreifen (valaya) und anderen Schmuckstücken trage (kalaya-). Doch da er ein Gefährt (vahana) für das Feuer (dahana) der Trennung von Hari (hari-viraha) sei, würde dieser Schmuck (bhūṣaṇa) zu einer Schande (dūṣaṇa) für ihren Körper werden. Eine mit ihrem Geliebten vereinte Frau werde durch Armreifen und andere schöne Schmuckstücke an ihrem Körper geschmückt, doch für die verlassene Frau seien sie eine Schande, da sie nur noch deutlicher hervorheben würden, dass ihr Geliebter nicht bei ihr sei und sie sich ganz umsonst so schön gemacht habe.

Danach (7,8) klagt sie, dass sogar der Kranz (sraj), den sie trägt, sie ins Herz treffe, ihr Herz verletze. Dabei wird sprachlich durch ähnliche Laute der Gegensatz zwischen ihr, deren Körper (tanu) sanft (sukumāra) wie eine Blume (kusuma) sei, und dem „körperlosen“ (a-tanu) Liebesgott besonders hervorgehoben. Das Spiel (līlā) seiner Pfeile habe einen überaus boshaften (ati-viṣama) Charakter (śīla). Die Wortwahl erklärt auch, was das Spiel der Pfeile so boshaft mache. Die Pfeile des Liebesgottes sind von ungerader (viṣama) Zahl, sodass sich immer einige Menschen in Menschen verlieben, die sie nicht lieben.

Rādhā beschreibt dann (7,9), wie sie zwischen unzähligen (a-gaṇita) Rattan-Palmen (vetas) des Waldes wohne und auf Kṛṣṇa warte, während dieser sich offensichtlich nicht einmal im Geiste (cetas) an sie erinnere. Die in diesem Vers verwendeten Verben können aber auch deutlich konkretere Gedanken entstehen lassen, da das Verb ni-vas- nicht nur „wohnen“ oder „verweilen“, sondern auch „(geschlechtlich) beiwohnen“ bedeutet und die Verbalwurzel „smṛ“ neben der Erinnerung im Allgemeinen und dem religiösen Gedenken auch die sexuelle Sehnsucht und geschlechtliche Liebe bezeichnet. Wir dürfen also davon ausgehen, dass Rādhā in ihrer Vorstellung unzählige (a-gaṇita) Male mit ihm Geschlechtsverkehr hatte, während sie vermutet, dass er nicht einmal daran denke.

Das Lied endet (7,10) mit einem Segenswunsch. Die Rede (bhāratī) des Dichters Jayadeva soll im Herzen der Zuhörenden als eine Zuflucht (śaraṇa) bei den Füßen (caraṇa) Haris wohnen.

Wenn wir dieses Lied hören, denken wir dadurch an Hari, tragen ihn in unserem Herzen, verehren dort seine Füße und nehmen zu ihnen Zuflucht. Es handelt sich also um eine segensreiche, religiöse Handlung der Gottesverehrung, die uns den Schutz Haris gewähren soll. Die besondere Art dieser Gottesverehrung wird dann durch einen Vergleich deutlich gemacht. Das Lied soll in unseren Herzen wohnen wie eine junge Frau (yuvatī), die bewandert ist in der „zarten Kunst“ (komala-kalā), also in der Liebeskunst. Wie so oft im Gītagovinda setzt Jayadeva hier die religiöse Verehrung Kṛṣṇas, den ästhetischen Genuss seines Kunstwerkes und die Freuden der Liebeskunst in eins.

Auf das Lied folgt dann ein Vers (7,11), in dem Rādhā sich überlegt, was ihn aufgehalten haben könnte. Zunächst fragt sie sich, ob er zu einer anderen verliebten Frau (kāminī) gelaufen sei. Dann kommt ihr in den Sinn, seine Freunde (bandhu) könnten ihn durch kunstvolle Spiele (kalā-keli) zurückgehalten (baddha) haben. Es könne aber auch sein, dass er in der Nähe des Waldes herumirre, weil es dort so „finster“ oder wörtlich „blind machend“ (andha-kara) sei, dass er den Weg nicht finde. Schließlich überlegt sie, er sei vielleicht unfähig (akṣama) aufzubrechen (prasthātum), da er klānta-manā sei. Das kann heißen, dass sein „Geist“ (manas) erschöpft (klānta) ist oder auch dass er von „Eifer“ oder „Eifersucht“ (manā) erschöpft ist. In jedem Fall sei er nicht in das liebliche Dickicht aus Rattan-Palmen und Schlingpflanzen, in dem sie sich verabredet hätten, gekommen.

Das dreizehnte Lied des Gītagovinda von Jayadeva beschreibt sehr eindringlich das Leiden der verlassenen Rādhā unter der Trennung von ihrem Geliebten Kṛṣṇa. Sie hat kein Wesen mehr, bei dem sie Zuflucht suchen könnte. Die Trennung vom Geliebten ist für die Liebende schlimmer als der Tod, da das Liebesspiel mit ihrem Geliebten der einzig wirkliche Sinn in ihrem Leben ist. Die beim Liebesspiel empfundene Freude ist die Frucht dieser Liebe, ein Leben in Trennung erscheint daher fruchtlos. Innerhalb der Theologie der erotischen Liebe des Gītagovinda hebt dieses Lied den Aspekt der Liebe in Trennung (viraha) hervor und drückt die damit verbundene Sehnsucht nach der Vereinigung mit dem Geliebten aus. Die Menschen, die dieses Lied voller unstillbarer Sehnsucht nach Liebe hören, können allein dadurch in ihrem Herzen einen Ort der Zuflucht bei dem liebenden Gott finden. Diese Zufluchtnahme bei Gott durch den ästhetischen Genuss des Liedes gleicht dem Vergnügen beim Liebesspiel mit einer kundigen Partnerin.